

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1852) Unterhaltungsblatt

66 (19.8.1852)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 19. August 1852.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^o. 66.

Friedrich von Zollern.

(Fortsetzung.)

15.

Die Geschichte führt uns nun über einen Zeitraum von fast zwei Jahren mit Stillschweigen hinweg. In dieser Zeit hatte sich vieles geändert.

So bald der Graf Friedrich von Zollern durch die Verrätherei des von Tritschler gefangen worden war, fühlte die Gräfin von Württemberg ihre Rache gekühlt. Wohl ward ihr Jorn durch das Hängen des von Tritschler erregt, sie setzte sogar eine hohe Belohnung auf das Haupt dessen, der diese That anbefohlen, und versprach Jedem, der ihr denselben überliefere, die Gewährung einer Bitte, sie möge auch bestehen, worin sie wolle, allein wo hat man je gehört, daß ein Verräther in hohen Ehren stand? Selbst von denen, welchen er durch seine Schändlichkeit genützt, wird er verachtet, und so begnügte sich die Gräfin bald mit ihrer Bekanntmachung. War ja doch Graf Friedrich gefangen und schmachtete in einem tiefen Kerker! — Die Gräfin zog daher ihre Truppen von Burg Zollern zurück und überließ es den Reichstädtern, die Feste zu erobern. Dieses schien jetzt nicht mehr schwer zu seyn, denn die Besatzung war nur gering, und konnte bald die äußern Vertheidigungswerke nicht mehr behaupten, da ihrer zu wenig waren, um die neunsache Mauer zu beschützen. Die Hauptsache aber war die Entdeckung des unterirdischen Ganges. Mit dessen Hilfe drangen die Belagerer bis in das Innerste des Berges vor, und das einzige Hinderniß, das ihnen im Wege stand, schien nun eine eiserne Thüre, durch die sie in die Gewölbe unter der Burg gelangen konnten; dennoch gieng es mit der Einnahme nicht so leicht, als sich die Spießbürger vorgestellt hatten. Die Belagererten, angefeuert durch den bald genesenen Stauffeneck, gewannen nach wenigen Tagen ihren alten Muth wieder. Waren ihrer auch Wenige, so langten die Mundvorräthe um so besser! Ueberdies ward der ganze Hof mit Getreide angepflanzt und so konnten sie immerhin hoffen, auch bei jahrelanger Belagerung nicht ausgehungert zu werden. Vor der eisernen Thüre, welche den Brecheisen der Belagerer bald nicht mehr widerstanden wäre, ward eine starke dicke Mauer aufgeführt, die wohl nicht so leicht durchbrochen werden konnte, die ganze Umgebung der Burg aber den Belagerern überlassen, und diese säumten auch nicht, alsbald sich in den Besitz der Ringmauern zu setzen. Doch die Burg selbst mit ihren hohen festen Zinnen, mit ihrem tiefen Graben und mit der steilen dicken Mauer widerstand allen Angriffen. Nur eines war es, was den Belagererten gefährlich werden konnte, die Untergrabung der Feste. Durch den unterirdischen Gang geleitet, hatten die Reichstädter angefangen, rings um die Burg feste Gänge anzulegen. Tag und Nacht hörten der von Stauffeneck und seine wenigen Genossen unter sich hämmern und graben, und doch konnten sie es nicht verhindern, da ein anderer Trupp der Belagerer sie stets zur Gegenwart auf der Mauer nöthigte, damit die Städter nicht ihre Burg im Sturm nähmen. Selten ward eine Feste mit mehr Ausdauer belagert und mit mehr Hartnäckigkeit vertheidigt. Wären jene Gänge nicht gewesen, noch stünde vielleicht die alte Burg in ihrer Herrlichkeit. So aber wurden nach und nach die Grundfesten untergraben, und nach Verfluß von zwei Jahren ruhte das große Schloß nur noch auf einem hohlen Grabe, in das es bald versinken mußte; denn bereits waren die Vor-

mauern zum Theile eingestürzt. Die Belagerten mußten daher alle Tage gewärtig seyn, die Burg in sich selbst zusammenstürzen zu sehen.

Dem von Stauffeneck war die Gefährlichkeit seiner Lage nicht unbekannt. Er wußte wohl, daß er sich keinen Monat, keine Woche mehr halten könnte, wollte er nicht unter den Trümmern Zollern's begraben werden; aber immer hoffte er, der Graf von Zollern möchte vielleicht, wenn nicht in Freiheit, doch noch am Leben und im Stande seyn, seine Freiheit wieder zu erlangen und seine Freunde zu entsetzen. Bis er darüber Gewißheit hätte, wollte er die Burg nicht verlassen. Ein junger Bursche hatte sich entschlossen, das Bagstück zu unternehmen und Kundschaft einzuziehen. Da wo der Felsen, auf dem die Burg stand, am steilsten war und viele hundert Klafter tief senkrecht sich erhob, ward der feste Mann hinabgelassen und in der Dunkelheit der Nacht entkam er glücklich. Auf demselben Wege kehrte er nach wenigen Tagen wieder, und wiederum gelang es den Belagerten, ihn am langen Seile heraufzuwinden. Aber seine Erzählung war nicht freudigen Inhalts, und doch lauschten ihm Alle begierig, denn seit zwei langen Jahren hatten sie gar nichts von der Außenwelt erfahren.

„Ich war in Stuttgart,“ erzählte der Bursche, „und erfrag das Haus des Ritters von Wöllwarth, wie mir anbefohlen. Den Ritter selbst sah ich nicht, aber von der Dienerschaft ward ich gut aufgenommen und mein Antrag, in Dienste des Ritters zu treten, nicht abgewiesen. Da ich erklärte, früher bei dem Grafen von Zollern gestanden zu seyn, kam das Gespräch bald auf diesen. Aber ich erfuhr nichts Tröstliches. Wohl ist der edle Herr vielleicht noch am Leben, aber in einem undurchdringlichen Gefängnisse zu Mompelgard über dem Rhein. Die Dienerschaft des von Wöllwarth sprach nur leise von der Sache, denn laut durfte Niemand den Namen des Grafen nennen, wenn ihn nicht der Jorn der Gräfin von Württemberg treffen sollte. Der Herr von Wöllwarth selbst, so hoch angesehen er auch bei der Gräfin sei, wäre doch fast selbst in Ungnade gefallen, da er für den Grafen von Zollern einst ein ritterlich Gefängniß begehrte. So ist der Graf vielleicht schon in seinem tiefen Loche, wohin sie ihn geworfen, verkommen, oder der Hälfte noch bedürftiger, als wir selbst.“ Hier endete der junge Söldner seine Erzählung, und die Wirkung derselben war deutlich auf den niedergeschlagenen Gesichtern der Besatzung zu lesen. Der von Stauffeneck ließ den Kopf nicht sinken.

„Muth gefaßt, meine Freunde!“ sagte er, „kann uns der Graf nicht helfen, so müssen wir ihm helfen. Hier können wir keine vierundzwanzig Stunden mehr weilen, wollen wir nicht von den Steinen, die wir vertheidigen, todt geschlagen werden. Das Schloß hat bereits aller Orten Sprünge und alle Augenblicke droht sein Einfall. So müssen wir an etwas Anderes denken. In einer Stunde versammelt Euch im großen Bankettaale.“

Der von Stauffeneck zog sich nun auf sein Gemach zurück, den jungen Mann, der so eben von seiner Kundschaft zurückgekehrt war, mit sich nehmend. Er hatte ihn über noch einen Auftrag auszufragen, der nicht für Aller Ohren paßte. Er frag nach Adalbertha; doch war die frühere Nachricht für die Knechte und Söldner traurig gewesen, so war die jezige für den jungen Ritter fast schmerzlich zu nennen.

„Ich konnte sie nicht sehen,“ sagte der Kundschafter, „aber erzählen hörte ich wohl von ihr, und man sprach von nichts Anderm, als daß sie sich bald mit dem jungen Ritter von Geroldsbeck vermählen werde.“

Der von Stauffeneck bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Ob er geweint? Ich weiß es nicht; aber lange blieb er ohne Regung in dieser Stellung; doch als er sich endlich erhob, da war keine Traurigkeit, kein Schmerz auf seinem Gesichte zu lesen; im Gegentheil leuchtete sein Auge feurig, und sein Mund lächelte wie stolz vor Freude über einen so eben gefassten Entschluß. Er sprang auf, heftig im Zimmer auf- und niedergehend.

„Ich will ihn retten,“ sagte er laut zu sich selbst. „Was liegt an meinem Leben? Sie liebt mich nicht mehr; ich will ihr keine Vorwürfe machen, ich war ja so gut wie verschollen; aber was soll ich noch weiter auf dieser Erde thun? Sie haben einen hohen Preis auf den Kopf dessen gesetzt, der den Mörder des Feitschler's verräth; sie sollen mir den Preis zahlen, und dieser heiße: „Freiheit dem Grafen von Zollern.“

Wenige Stunden nachher herrschte auf der Burg eine so freudige Bewegung, als würde hier ein Fest gefeiert. Aus dem Bankettsaale ertönte Lärm und Gesang, denn das letzte Faß Wein war aus dem Keller heraufgeschleppt worden, der letzte Vorrath wurde verzehrt. Die Belagerten tranken auf das Wohl ihres gefangenen Grafen, sie tranken auf seine baldige Befreiung, sie tranken auf das Gelingen ihres Planes. Die Belagerer wußten nicht, was sie davon denken sollten, und als ihnen sogar von denen in der Burg Wein und Fleisch über die Mauern hinausgeboden wurde, damit sie sich auch einen lustigen Tag machten, da zweifelten sie nicht mehr, den Belagerten müßte eine plötzliche und unerwartete Freude geworden seyn. Nur um so eifriger arbeiteten sie an der Vollendung ihrer unterirdischen Werke. Allein als es Abend geworden war, da ward es den Städtern klar, warum die Belagerten also fröhlich gezecht hatten; es war das letzte Mahl gewesen, das sie auf der Burg Zollern eingenommen hatten. Jetzt öffneten sich plötzlich die Thore und angefeuert von Wein, ermuthigt durch den Gedanken, es gelte das Leben, machten die Belagerten einen Ausfall. Wohl sammelten sich in Eile die Städter, aber sie hatten ein solches Wagstück nicht vermuthet; wohl fielen manche der Angreifenden, deren es kaum noch etliche dreißig waren, aber den Meisten gelang es, den von Stauffeneck an der Spitze, sich durchzuschlagen. Die Dunkelheit der Nacht entzog sie den Verfolgungen der Städter, die sich hoch verwunderten, wie es einer so geringen Anzahl möglich gewesen, sich ihrer gesammten Kräfte so lange zu erwehren. (Schluß folgt.)

Mittel gegen das Fluchen.

Wer kennt nicht das alte gute Haus- und Kirchenmittel schon von seinem Katechismus her: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir“ Das und Das nicht thun und auch nicht fluchen? Aber leider wollte es nicht immer versagen und Viele lernten das Gebot und fluchten doch.

Das wußte unser alter Pfarrer, und bei der menschlichen Schwachheit, die er kannte, wollte er, daß die Leute doch wenigstens nicht so garstig fluchten. Er statuirte also einen ehrlichen Haus- und Wirthschaftefluch, nur sollte der Inhalt nicht so böswillig und gotteslästerlich seyn. Könnte Einer bei Schiff und Gesahrt, bei Knechten und Ochsen durchaus nicht auskommen ohne Schlag- und Donnerwort, das in die Ohren braust und den Sinn erschüttert, nun so sollte er den alten „Sakrament“ und „Straf mich Gott“ und „Hol euch der Teufel“ christlich vermeiden und lieber sonst einen Spruch vollen Tones aber leeren Inhalts sich angewöhnen.

Das half bei Vielen, und unsere besten Hausväter fluchten damals mit salvirtem Gewissen, wenn sie böse wurden: „Kreuz Dänemark,“ oder „Schwedennoth“ oder „Schock Scheerenflotte und Cremortartari!“ Vieh und Menschen hörten's und erschraf-

ten und war doch nicht geflucht. Aber hübsch klang's freilich auch nicht.

Gute Lehren in Kirche und Schule werden am besten durch häusliche Zucht unterstützt. Das wußte mein guter alter Nachbar, der lange Unteroffizier und Wachtmeister bei den Dragonern gewesen war. Der half durch Mahnung und Bedrohung bei seinen Kindern nach und wollte ihnen das Fluchen abgewöhnen, aber freilich in seiner Sprache, wo's auch nicht immer besonders klang. Hatten sie ihn mit bösen Sprüchen, die er an ihnen hörte, böse gemacht, dann entfuhr ihm wohl im strengen väterlichen Zorn das dem Fluchen wehrende und doch selbst fluchende Wort: „Junge, Dich soll das Donnerwetter in Erdboden schlagen, wenn Du noch einmal — so garstig fluchst.“

Nun freilich, das waren Mittel, aber sie waren auch darnach, nicht viel besser als das Uebel selbst. Unsere Zeit erst hat ein wirksameres gebracht, und dem Zeitgeiste zu Ehren mach' ich darauf aufmerksam, um so mehr, da ich aus Erfahrung rede.

In meinem Dorf wird jetzt weit weniger geflucht als sonst. Neben dem Pfarrer und Schulmeister aber hat — der Schulz das meiste Verdienst dabei. Ihr meint, weil er selbst ein feiner christlicher Bauer ist? Nun, das ist er, aber es gab sonst auch schon fromme Schulzen. Weil er Strafen in der Gemeindefube auf das laute Fluchen setzte? Nein, damit hätte er's auch nicht gezwungen, und überdem wehrt dem innerlichen Fluchen kein Schulzengesetz, wie dem innerlichen Raifonniren keine Polizei. Nun, was that der Mann denn, daß das Fluchen im Dorfe abkam? Er besserte die Wege — das ist die einfache Antwort.

Ich wohne an der Hohlle, die auf die Landstraße und zum Walde führt. Was war das sonst für eine Stätte, wo die Kleinen von den Großen das Wetter lernen und den Donner der Fluchsworte nachmachen! Wenn die matten Ochsen nicht mehr anzogen, wie brach da „Hansens Grimm laut fluchend aus, indem die Hiebe flogen!“ Und wenn Zwei zusammengefahren waren im engen Wege, wie viel garstige Worte erschütterten die Luft und schrien zum Himmel, ehe Die wieder auseinander kamen! Und wenn man ungeworfen hatte mit dem Erntewagen, wie wurde der Segen Gottes mit Fluch getauft, ehe man ihn in die Scheune brachte! Und wenn nun endlich Abends die Fuhrmannswagen kamen — die konnten's noch besser und hatten's auf der Straße gelernt und konnten's im Wirthshaus hinter dem Bierkrug nicht vergessen. Fluchen wie ein Fuhrmannsknecht, hieß der Gipfel der Kunst.

Der ältere Leser bemerkt es, daß dabei die Stückknechte im Kriege beim Train und die Vorspanner, die mit den Pulverwägen und Kanonen stecken bleiben, noch nicht einmal erwähnt oder gar redend eingeführt sind, da es der liebe Gott selbst am Besten weiß, was er von bösen Wegen empor aus solchen Mäulern Böses hören mußte.

Aber unser neuer Schulz hatte damals schon am alten gesehen, daß jener dem Himmel die Flüche, sich selbst aber die Prügel im Kriege erspart haben würde, wenn die Dorfwege besser gewesen wären. So griff er, als er nachmals an's Ruder kam, auch gleich die Besserung an und bessert noch heute, und giebt so einen immer stillern Land- und Gottesfrieden über Wege, Bauern, Fuhrleute und Schirrknechte aus.

Mein Fensterplatz an dem Hohlwege ist mir nun noch einmal so lieb und mein Spaziergang durch Dorf und Flur ungestört. Denn die Leute draussen freveln nun nicht mehr mit Gottes Verdammniß und mit des Allmächtigen Strafe, und die Ernter auf dem Felde rufen nun die Donnerwetter und den Hagel nicht herab, sondern lassen sie Dem, der sie sich vorbehalten hat in seinem Ernst und in seiner Gnade.

Denk' ich mich nun von meinem Dörflein hinaus in die weite Welt, und an all' die guten Wege, die's nun gibt, an all' die Straßen und Chaussees, und an die Eisenbahnen gar, wo's so leicht drauf hingehet, daß man zum Fluchen nicht einmal Zeit hat — dann segne ich meine Zeit.

Wo aber ein Schulz, der dies liest, noch fluchende Bauern hat, der sehe nach, ob's nicht vielleicht am Wege liegt, und heb's auf, und bessere die Fahrt durch Dorf und Flur, auf daß gebessert werde, was bei schlechtem lästerlichen Wege den Leuten Schlechtes und Lästerliches aus dem Munde fährt. G.

Der Heuchler.

„Wer dich durchschaut, der fliehet weit und weiter
Vor dir, dem Besten auf der Himmelsleiter.“

Byron.

Ich bin zwar weder ein Isabey, noch Augustin, noch Saint; ich hoffe aber deswegen doch, daß man es mir nicht übelnehmen wird, wenn ich mich, trotz der Meisterschaft der drei genannten Miniaturmaler, auch einmal in dieser Kunst versuche. Ich möchte nämlich dir, lieber Leser und freundliche Leserin, ein kleines Portrait von einem Heuchler entwerfen, damit du dich in der Welt leichter auskennest, im Falle dir einmal einer — was ja leicht möglich ist — da oder dort begegnen sollte.

Als Miniaturmaler muß ich vor Allem haben — ein Pult. Dazu nehme ich die ganze Erde. An das Pult brauche ich einen Schiebhafen; der wird mich wenig kosten, es hat ja heutzutage allenthalben Hafen genug. Ferner bedarf ich einer Palette. Hiezu kann ich jeden Wirthstisch benützen. Was sodann einen Schaber betrifft, so werde ich wohl nicht viele Kaufläden besuchen müssen, um einen zu erhalten; vielleicht weiß mir der nächste beste getaufte oder ungetaufte Jud Rath zu schaffen. Ferner hätte ich nothwendig — eine Linse, wenn mir nicht die öffentliche Meinung angeboten hätte, sie wolle mir die Anschaffung einer Linse ersparen und selbst hundert und tausendfach Alles vergrößern, und aus jeder Mücke einen Elephanten machen. Jetzt würde ich also nichts mehr als Pinsel und Farben brauchen. Aber was für Pinsel? mit Eberborsten? Leider nein; sonst könnte ich sie von jeder Straße zu Duzenden an den Schnurrbärten ins Haus hereinziehen. Ganz gewöhnliche und schlechte Pinsel taugen auch nichts, obwohl es mir an ihnen nicht fehlen würde. Weiß der Himmel, wo ich die ganz zarten Pinsel austreibe, die ich zu meiner Malerei bedarf. In Betreff der Farben bin ich in der geringsten Verlegenheit, und warum? Die weiße entlehne ich von einer 18jährigen Unschuld. Doch — halt! heißt es nicht in der Zauberflöte: „O wenn ich sie nur finden könnte! O daß sie doch schon vor mir stände!“ — Nun weiter! Die gelben Farben entlehne ich bei einer Bleichsüchtigen, die braunen bei einer 60jährigen Jungfer, die schwarzen bei einer Blinden, denn sie hat ja ohnehin überflüssiges Schwarz vor den Augen. Nun fehlen mir bloß noch die rothen Farben, und wo anders sollte ich diese nehmen, als von jungen frischgekußten Lippen und Wangen?

Jetzt hätte ich die nöthigen Erfordernisse; also rasch an die Arbeit selbst! Meine Skizze entwerfe ich, wie alle vorzüglichen Miniaturmaler, auf Papier, und erst wenn die Züge wohlgetroffen und fertig sind, — worüber du, lieber Leser und freundliche Leserin, urtheilen wirst, — erst dann werde ich die Skizze auf Elfenbein übertragen.

Die Augen des Heuchlers haben etwas Namenloses an sich und ihre Blicke hätten einen gewissen unnahbaren Charakter, würden sie nicht in ihren stets wechselnden Bewegungen von denen der Mundwinkel begleitet. In diesen Zügen um den Mund, worin sich überhaupt jeder Mensch vom andern charakteristisch unterscheidet, bemerkt geringe Menschenkenntniß gar gerne viel Demuth und Sanftmuth; wer aber den vor aller Welt fast immer wenigstens leicht gebogenen Nacken bemerkt, der bezweifelt die Demuth gar sehr: denn eben so gut, als die Demuth, beugen auch Sünde, Laster und Gewissensbisse den Nacken des Menschen und ziehen seine Augen und sein Haupt erdwärts. Wer sich die Mühe geben will, das ganze Wesen des Heuchlers genau zu beobachten, der wird sich dabei an die Aepfel der

Hesperiden erinnern, welche von aussen tadellos, innen jedoch nichts als Moder waren. Der Heuchler unterscheidet sich vom Grobian dadurch, daß er defensiver, der Grobian aber offensiver Natur ist. Der Heuchler gleicht einer Besatzung, die sich hinter ihren Mauern und Wällen sicher glaubt und keinen Ausfall wagt; der Grobian aber gleicht dem Belagerungsheer, welches angreift und stürmt. Der Heuchler unterscheidet sich vom Schmeichler dadurch, daß der Schmeichler Andere Gunst sucht, während der Heuchler es dahin bringen möchte, daß Andere seine Gunst suchen. Der Schmeichler strebt Andere wie ein Magnet anzuziehen; der Heuchler läßt sie nur bis auf eine gewisse Entfernung sich nahe kommen. Der Heuchler unterscheidet sich von dem Verleumder dadurch, daß er Andere lobt, während der Verleumder Andere tadelt; beider Ziel aber ist, sich dadurch geltend zu machen und diesen oder jenen Zweck zu erreichen. Des Heuchlers erster Lebenszweck ist, den Balken in seinem Auge der Welt zu verbergen. Welche Tugend oder überhaupt edle menschliche Eigenschaft es auch seyn mag, — Frömmigkeit, Demuth, Sanftmuth, Barmherzigkeit, Mitleid, Mitgefühl, Freigebigkeit, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Liebe, Freundschaft, Duldung, Nachsicht u. s. w., — welche von diesen und allen religiösen oder reinmenschlichen oder geselligen Tugenden und Eigenschaften es auch seyn mag, jede derselben benützt er nur als eine spanische Wand, durch welche er seine innere Schlechtigkeit den Menschen zu verbergen strebt; jede derselben läßt er nur in sofern, als sie ihm am tauglichsten scheint, als eine schöne Larve für dieses oder jenes Laster benützt werden zu können. Sein ganzes Dichten und Trachten geht dahin, mit dem Gewand eines Engels die Seele eines Teufels zu bekleiden. Seine einzige Waffe ist der Schein. Man sagt zwar schon seit alter Zeit: „der Schein trägt“; aber in unsern Tagen fängt man an zu sagen: „der Schein thut Alles.“ Darum entließ jener Vater seinen Sohn mit den vielversprechenden Worten von der heimathlichen Schwelle in die Fremde: „die Welt liegt vor dir, mein Sohn, gehe hin, sei ein Schurke und mache dein Glück!“ — Des Heuchlers Natur ist um so raffinirter, unergründlicher und schwerer zu erkennen, je raffinirter, polirter und delikater der Stand ist, dem er angehört. Je niedriger und ungebildeter aber der Stand ist, dem er angehört, desto leichter ist er zu erkennen. Auch der größte Dummkopf kann den Heuchler machen; der vernünftige und wahrhaft gebildete Mensch aber wird seine edlere Natur niemals und unter keiner Bedingung so schamlos in den Roth werfen, daß er sich bis zum Heuchler herabwürdigen könnte. Er wird vielmehr sich es zur Ehre rechnen, zur Warnung für Andere und zur Belehrung der Irgeleiteten, den Heuchler, wo er ihn findet, zu entlarven und in seiner ganzen Erbärmlichkeit der mehr als verdienten Verachtung der Mitmenschen preiszugeben. Der Heuchler ist es, der — wenn er nicht da und dort entlarvt würde — die Welt zuletzt auf den Glauben brächte, daß die Tugend ein leerer Schall sei. Der vernünftige Mensch aber, der Freund der Wahrheit, entlarvt ihn und sagt der Welt:

„Die Tugend sie ist kein leerer Schall,
Und der Mensch kann sie üben im Leben,
Und mag er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben!“

Die Heuchelei finden wir nicht nur in den raffinirten Ständen der Gesellschaft fast bis zur Norm im Umgang erhoben; sie hat ihr Gift auch in den niedersten Volksklassen ausgestreut; mit diesem Gift aber auch zugleich das verderblichste Missethauen. Wer traut noch dem, der zu gerne betheuert? wer traut dem, der jede Kleinigkeit betheuert? Am allerwenigsten ist aber wohl dem zu trauen, der bei jeder, auch bei der geringsten Betheuerung, die Hand auf's Herz legt!

Ich bin zu Ende. Und nun, lieber Leser und freundliche Leserin, wie gefällt dir mein Miniaturgemälde? Sei nur nachsichtig! es ist ja der erste Versuch, der zweite wird schon besser ausfallen. Noch fiel kein Meister vom Himmel, wie man sagt.

Habe ich die Farben leicht genug aufgetragen? habe ich die lichten und dunkeln Partien nicht allzubreit behandelt? Die Schattenpartien nochmals zu übergehen, halte ich kaum für nothwendig, da ich sie für stark und kräftig genug halte. Ich weiß zwar wohl, daß man die Miniaturmalerei gewöhnlich nur für die Bilder derjenigen benützt oder in Anspruch nimmt, die uns lieb und theuer sind und denen wir fortwährend nahe zu seyn wünschen; der Versuch wird aber doch Vergebung verdienen, diese Kunst auch einmal für ein Bild benützt zu haben, welches uns stets einen Charakter, einen Menschen vor die Seele hält, der uns nie mals lieb und theuer seyn soll und von welchem wir immer getrennt und ferne zu seyn wünschen wollen.

Loßspeisen.

Sie warf das Netz in beklommener Hast,
Und gönnte sich weder Ruhe noch Raht;
Sie wollte mit Schmeicheln und inniger Lieb'
Zum Gatten sich angeln den Herzensdieb;

Es wollte der Schöne nicht beißen.

Sie warf in das Netz viel Lächeln und Sehn,
Gespielt mit halbverstohlenen Thränen;
Dazwischen drei Duzend Redensarten
Von Weiblichkeit, der wahren, der zarten;

Es wollte der Spröde nicht beißen.

Sie ließ verlauten von Harmonien,
Von Herzen, die sich kennen und flehn,
Von Unglück, nicht verstanden zu seyn,
Von unerrathener Liebe und Wein;

Der Ruhige wollte nicht beißen.

Sie zeigte im ausgeworfenen Netze
Aesthetische Mandeln und Zuckerpläze,
Sie sang dazu, verstand zu erblassen,
Und fein die Stimme zittern zu lassen;

Der Grausame wollte nicht beißen.

Nach langem Bemühen, nach bangem Berathen —
Da erbte sie plötzlich dreitausend Ducaten;
Wie ward er auf einmal da innig gerührt,
Und hat sie eilig zum Weibe erkürt;

So mochte der Schlingel wohl beißen.

Der Pudel.

Ein Pudel sieht sich in dem Spiegel
Und kennt sich nicht und läßt dem Grimm die Zügel,
Beißt, — bellt, — geberdet sich gar fürchterlich; —
So wüthet Eifersucht auch öfters gegen sich.

Miscellen.

X Die Liebe schwelle die Segel des Schiffes deines Lebens,
die Wahrheit sei dein Polarstern, und die Reinheit die See,
worin es wogt.

X Kehre auf der Reise deines Lebens nur in guten Herbergen ein!

X Jedes irdische Bedürfnis ist eine Last, welche deinen Flug nach einer höhern Welt hemmt.

X Die Vendôme säule in Paris. Als am 31. März 1814 die Allirten in Paris eingezogen waren, hatten Hunderte von Franzosen auf dem Vendômeplatz sich versammelt, in der Absicht, die Statue des noch Tags vorher von ihnen vergötterten Kaisers Napoleon herabzuwerfen. Ein Waghals kletterte auch wirklich im Innern der Säule hinauf, setzte sich dem Kaiser auf die Schultern, schlang einen Strick um den Hals, besetzte so ein großes Schiffstau und wickelte dasselbe mehrmals um die Statue. Die enrägrte Menge ergriff dann das untere Ende des Taues und bemühte sich unter den pöbelhaftesten Ausdrücken ächt sansculottischer Laune: „Abas cette canaille!“ die Statue herabzureißen; doch vergebens. Auf Be-

fehl des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen ward endlich eine Compagnie russischer Grenadiere beordert, die Menge zu entfernen, allein das Geschrei der versammelten Masse endete nicht eher, als bis man den nämlichen Waghals von vorher noch einmal die Säule hinaufgesendet hatte, um mit einer weißen Hülle die Statue den Augen seiner allzeit getreuen Pariser zu entziehen. Einige Wochen später wurde bekanntlich die Statue herabgenommen und von Alexander als die einzige ausgewählte Trophäe nach Petersburg gebracht, wo dieselbe in einem Saale des Winterpalastes einen Platz gefunden hat; und es ward dafür, da Ludwig XVIII. in Paris einzog, eine große weiße Fahne mit drei goldenen Lilien oben aufgestellt, im März 1815 aber wieder abgenommen. Als Napoleon bald nachher wieder in Paris einzog, wird erzählt, daß eine Deputation der Väter der guten Stadt Paris beim Kaiser angefragt habe, was nunmehr auf der Siegessäule errichtet werden solle, und Napoleon soll lakonisch geantwortet haben: „eine Wetterfahne!“

X Münster, (Preußen) den 3. Aug. In hiesiger Nähe hat sich in diesen Tagen eine höchst merkwürdige Begebenheit zugetragen. Eine Frau, die in Folge eines heftigen Schreckens seit 15 Jahren stumm war, befindet sich seit einiger Zeit auf einem Bauernhose, sie wollte dort im Beiseyn ihres Mannes und ihrer Schwester etwas aus dem Schranke nehmen, eine Maus läuft ihr über die Hand, sie erschrickt heftig und ruft zum größten Erstaunen der Anwesenden: „Ha! — eine Maus!“ In Folge des Schreckens mußte sie sich zu Bette legen und alle Versuche, mehr zu sprechen, waren vergeblich. Nach zwei Tagen indessen trat ein Weikrampf ein und mit ihm die vollständige Wiederkehr der Sprache. (Ebf. Ktbl.)

Haritäten Kästlein.

○ Wo das noch hinaus will. In Paris wird den Abonnenten auf eine neue Musikzeitung nach Verlauf eines Halbjahrs ein Autograph von Meyerbeer, Auber, Halevy &c. versprochen, und man kündigt nebenbei noch jährlich drei große Freiconcerte an. Am Ende kommt es noch dahin, daß im Programm gesagt wird: wir lassen dem Abonnenten, wenn er Kinder hat, solchen Clavier- oder Geigenunterricht ertheilen, wir lassen dem Herrn Abonnenten früh die Stiefeln puzen, wir liefern ihm zum Frühjahr eine gestreifte Sommerhose, oder lassen ihm die Kuhpocken impfen — 's ist Alles möglich.

○ Ein Offizier führte seinen ihn besuchenden Freund auf seinem Landgute herum und vergaß dabei nicht, seine Besitzungen und Anlagen zu preisen. Gegen Abend röthete sich der Himmel. „Was mag diese Röthe bedeuten?“ fragte sein Freund. „Se nun,“ antwortete der Wirth, „das ist der Widerschein der rothen Erdebeeren in meinem Garten.“

○ „O sehen Sie, wie heiter Luna lächelt!“ sagte mit einer Handbewegung nach dem Fenster des Ballsaals ein junger Cavalier zu seiner Tänzerin. — „Ach ne, das ist die Frau Actuarus Schenkeln!“ verbesserte schnell die Angeredete, welche — im Gebiete der Mythologie etwas fremd, das Synonym des Mondes auf eine am Fenster sitzende Dame bezog.

○ In einer alten Militärinstruktion findet sich die Frage: „Was hat ein braver Mann zu thun, wenn er mit einem Kuirassier in Einzelkampf geräth?“ folgendermaßen beantwortet: „Er muß selbigen Kuirassier in einen Sumpf locken.“

Charade.

Groß und erhaben ist, was Dir die Erste nennt,
Du siehst im weiten Raum ein mächtig Element.
Die Zweite ist ein Thier, das zahm ist und auch wild,
Dogleich es nützt, so ist es doch des Schmutzes Bild.
Das Ganze lebet auch, doch nützt uns es nimmer.
Man zieht es nur zur Lust, und heget es im Zimmer.

Auflösung des Räthfels in No. 65:

Der Souffleur.